

Joachim Köhler, Das Ringen um die tridentinische Erneuerung im Bistum Breslau vom Abschluß des Konzils bis zur Schlacht am Weißen Berg 1564—1620.

Köln-Wien 1973, LXVIII + 416 S. mit 16 Beilagen, DM 92,— (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 12).

Obwohl zum Thema der Gegenreformation in den böhmischen Ländern gerade für Schlesien die zahlreichsten Darstellungen und detailliertesten Untersuchungen vorliegen, fehlte bisher eine Arbeit über die gesamten katholischen Reformbemühungen im ganzen nachtridentinischen Schlesien. Diese Lücke füllt nun die vorliegende Monographie wenigstens für die Zeit vor dem „Weißen Berg“. Interessant ist gerade diese Phase, weil es sich hier um die Epoche der noch andauernden Konfessionsbildung, der noch nicht verfestigten konfessionellen Landschaft handelt. Sowohl die verschiedenartigen Impulse, Tendenzen und Voraussetzungen, als auch die unterschiedlichsten Schwierigkeiten, Abhängigkeiten und Konkurrenzen für die Reformaufgabe sind dabei besonders deutlich zu beobachten¹. Die Arbeit ist mit einer beeindruckenden Kenntnis von Literatur wie Quellen- und teils unbenutztem Archivmaterial (erläutert S. 3—6) geschrieben und bietet im Anhang eine große Zahl von Regesten, eine Bestandsaufnahme der Schlesischen Klöster und eine Übersicht über die verschiedenen Landesteile und ihre wechselnden Regenten.

Die Abhandlung folgt nicht der chronologischen Entwicklung, sondern stellt strukturelle Voraussetzungen und Hintergründe der Reform dar, um dann ihre verschiedenen Träger, Maßnahmen und Sektoren zu behandeln. Zunächst gibt K. im ersten Kapitel in knappen Abschnitten einen Überblick über die verschiedenen Trienter Reformdekrete und -forderungen und die folgenden institutionellen Maßnahmen der römischen Kurie. Kapitel 2 stellt die komplizierte territoriale und kirchlich-konfessionelle Differenzierung der schlesischen Verhältnisse dar, die somit exemplarischen Charakter für viele Gebiete des Reiches überhaupt haben. Da Markgraf Georg von Brandenburg zu den schlesischen Fürsten gehörte und da Ferdinand I. Schlesien „das Zugeständnis der freien Religionsausübung im Sinne der *Confessio Augustana*“ machte (gemeint ist wohl „des Augsburger Religionsfriedens“; nähere Erläuterungen über ein so entscheidendes Zugeständnis fehlen leider), nimmt K. eine Abhängigkeit der konfessionellen Entwicklung von der im Reich an. Die Argumente sprechen aber doch eher nur für Parallelen auf Grund der verfassungsmäßigen Situation Schlesiens, die etwa in der Mitte zwischen der des Territorialverbandes im Reich und der des Landes Böhmen mit starken ständischen Grundherren anzusiedeln ist.

Wenn im 3. Kapitel vortridentinische Reformversuche zwischen 1548 und 1556 im Zusammenwirken von König, Bischof und Domkapitel erwähnt werden, so zeigt dies zum einen die beachtliche gegenreformatorische Energie Ferdinands I., wie sie in diesen Jahren auch in Böhmen zu beobachten ist, zum anderen die Mitschuld des Papsttums am Scheitern dieser nichtkurialen und außerkonziliaren An-

¹ Komplexität und Abhängigkeiten, die ja die Verhältnisse im Reich besonders kennzeichneten, zeigte recht gut auch Lutz, Karl: Fürstbischöfliche, kaiserliche, österreichische und französische Rekatholisierung im südlichen Speiergau 1622—1632 und ihre reichs- und kirchenrechtliche Begründung. Arch. f. mittelrhein. Kirchengesch. (1968).

sätze, da Rom ohne praktischen Sinn für die politischen Möglichkeiten und für die Chancen einer Toleranzlösung sich wegen Ferdinands konfessioneller Ausgleichspolitik seit 1555 in Opposition zu Habsburg begab (vgl. S. 89—91). Man würde sich eine etwas ausführlichere Behandlung dieser vortridentinischen Ansätze wünschen, zumal K. am Schluß (S. 280) doch zu der weitreichenden Folgerung kommt: „Echtes Reformbemühen — d. h. ... dem Fortschritt des Protestantismus Einhalt zu gebieten mit dem Mittel der Selbstbesinnung und nicht der Opposition — finden wir im Bistum im Anschluß an die kaiserlichen Reformdekrete der 50er Jahre.“ In dieser Form wird das aus der knappen Darstellung (S. 33 f. und ein entsprechendes Reformgutachten S. 115 f.) nicht recht deutlich. K. hebt dagegen den Reformwillen des Domkapitels („es war ein Fels in der Brandung“, S. 37) durch einen ausführlichen Vergleich der bischöflichen Wahlkapitulationen besonders hervor. Wenn aber die Wahlkapitulationen sich im wesentlichen schließlich auf ökonomische und finanzielle Forderungen zubewegten, so fragt man sich, ob die Rolle des Kapitels für die Reform nicht dadurch überbewertet wird, daß dessen eigene politische und ökonomische Interessen nicht analysiert werden, wohl aber die des Kaisers, der Bischöfe und der Stände.

Die ökonomischen und rechtlichen Voraussetzungen für Rückgang oder Erneuerung katholischer Seelsorge behandelt das 4. Kapitel mit dem Problem der Veräußerung von Kirchengütern und Patronatsrechten und dem Bemühen um deren Rückgewinnung. Hier handelt es sich im eigentlichen Sinne um Versuche der Gegenreformation, Zurückdrängen des Protestantismus, äußere Rekatholisierung. Den Begriff „Restauration“ wendet K. jedoch nicht nur hier (S. 58), sondern auch in anderen Zusammenhängen im positiven Sinne der Erneuerung an, so daß man den Eindruck hat, der Begriff werde unkritisch benützt. Denn in der entlarvenden Sprache der Nuntiaturberichte bedeutet im 16. Jahrhundert schon „restauratio“ (Wiederherstellung) einen bewußten reaktionären Gegensatz zu „reformatio“ (Reform).

Da nach dem Vorverständnis K.'s die katholische Reform identisch ist mit der Durchsetzung und Rezeption der Trienter Beschlüsse, befassen sich die ausführlichen und materialreichen Hauptkapitel 5 und 6 mit der Politik Roms vor allem in der Tätigkeit der Nuntien und mit der eigentlichen „Durchführung der Reformdekrete“ im Bistum. Nach der Darstellung der Tätigkeit der einzelnen Nuntien, der Informationsmittel der Kurie in Relationen (besprochen werden größtenteils unedierte Denkschriften) und Visitationen — wobei in den Bistumsberichten nach Rom regelmäßig herausgestellt wird, daß Schlesien sich in der Hussitenzeit gegenüber der Häresie so standhaft erwiesen habe, während es jetzt unvergleichlich mehr vom Protestantismus bedroht sei (126 f.) — analysiert K. die Personalpolitik der Nuntien im Bistum, um vor allem die Rolle der in Breslau verhältnismäßig zahlreichen Absolventen des römischen Collegium Germanicum hervorzuheben. Nachdem die Seminausbildung nur zeitweilig funktionierte und ein Jesuitenkolleg vor 1620 nicht zustande kam, war in der Tat die Frequenz des Germanicums ein wichtiger Faktor, um durch qualifiziertere Klerikerausbildung nach tridentinischer Norm eine wachsende Schicht von Propagatoren der theologischen und pastoralen kirchlichen Erneuerung zu formieren („dieser regenerative Strom, der die Kontinuität des

Reformwillens garantierte“, S. 170). Leider fehlt eine zusammenfassende Bewertung der Effizienz der Germaniker im Bistum. Ihre Würdigung an dieser Stelle (S. 156) ist nicht recht plausibel, wenn K. im Zusammenhang mit der Sedisvakanz und dem Wahlstreit (1597—1599) urteilt, die Ambitionen der Germaniker hätten zu einem Rückschlag der Reform geführt (S. 281).

Das Kapitel über Durchführung der Reformdekrete ist eingeteilt nach dem wesentlichen Instrumentarium, an dessen Handhabung man üblicherweise die tridentinische Reform mißt: Errichtung bischöflicher Priesterseminare, Organisation von Visitationen und Abhaltung von Diözesansynoden. Zunächst behandelt K. jedoch in einem interessanten Abschnitt eine für Bayern, Österreich, schließlich auch Schlesien geltende Besonderheit, mit der man die Ausbreitung des Protestantismus verhindern wollte: das Zugeständnis des Laienkelchs (S. 157—163). Obwohl man aus der böhmischen Entwicklung wissen mußte, daß die Kelchfreiheit die unkontrollierte Ausbreitung eines Kryptoprotestantismus förderte, mußte man in den genannten Ländern erst diese Erfahrung aufs neue machen, um den Laienkelch dann doch wieder abzuschaffen. Mitursache des Mißerfolgs war freilich — das wird recht deutlich — auch die restriktive und zögernde Kelchpraxis, so daß die Chance, durch den Laienkelch religiöses Selbstbewußtsein und Frömmigkeit des Volkes zu intensivieren, gar nicht erst wahrgenommen wurde. Eine sehr sprechende Statistik und Darstellung erläutert schließlich auch die erstaunlich geringe Sakramentspraxis.

Neben dem Impuls, der wieder einmal von Ferdinand I. ausging, lag die Initiative zur Gründung eines Priesterseminars in Breslau bemerkenswerterweise im Unterschied zu den meisten anderen deutschen Bistümern beim Domkapitel, dessen Verdienste um die Reform K. auch in anderen Zusammenhängen besonders unterstreicht, ohne sie jedoch zusammenfassend zu systematisieren und sie etwa gegenüber denen der Bischöfe abzuwägen. Die Rolle der Bischöfe wird überhaupt, obwohl im einzelnen häufig angesprochen, nur implizit erfaßt, etwa bei den Wahlkapitulationen und Visitationen, aber nicht im Ergebnis resümiert.

Über die abgehaltenen Visitationen bietet K. eine gute Übersicht. Die beiden Visitationsordnungen dieser Epoche, von Germanikern verfaßt, lassen aber, scheint mir, deutlich ein Kirchen- und Reformverständnis erkennen, das fest in der Hoffnung auf die hierarchische und päpstliche Amtsautorität gründete, ein zunehmendes defensives Felsbewußtsein von der Amtskirche, dem ein fixiertes Feindbild nach außen entsprach (S. 181 f.). Dabei liegt die Annahme nahe, daß gerade die Germaniker die päpstlich-zentralistische Tendenz der tridentinischen Reform von oben stützten. Obwohl K. immer wieder den anthropologischen Aspekt der „salus animarum“ betont, scheint diese Zielvorstellung eben nicht vom Bedürfnis der Menschen und ihrem Selbstverständnis auszugehen, in erster Linie hatte man vielmehr Stabilisierung der gegebenen Strukturen und Abgrenzung nach außen im Auge. Eine wertvolle statistische Übersicht und Beschreibung über die Verbreitung des Katholizismus zeigt dann freilich den bis 1620 im Grunde ausgebliebenen Effekt der Visitationen und übrigen Maßnahmen zur Regeneration des Katholizismus.

Tätigkeit und Beschlüsse der Diözesansynoden werden zwar systematisch dargestellt. Die Frage nach dem „Ertrag der Synoden“ (S. 207) und ihres Instruments, der Visitationen, über Beschlüsse und Bestandsaufnahme hinaus für die innere Re-

generation von Klerus und Gemeinden bleibt aber im Grunde unbeantwortet. Einzelne Hinweise (Volksunterweisung, Katechismus) deuten darauf hin, daß eine Wirkung und wirkliche Durchführung erst im 17. Jahrhundert eintrat. Die Aussage, die Synoden hätten für positive Aufbauarbeit den Grund gelegt, und die Visitationen seien mehr gewesen „als nur Bestandsaufnahme der bestehenden Verhältnisse“, sondern „das Organ, mit dem der neue Geist dem oft todkranken Körper der Kirche eingepflegt wurde“ (S. 207), muß im Bereich der Annahmen bleiben (S. 279). Die Gründe für die mangelnde Effizienz mußten im Zusammenhang mit der mangelnden Klerusbildung deutlich problematisiert werden. Warum das Tridentinum nicht den Pflichtbesuch und die Reform bestehender theologischer Fakultäten ins Auge faßte, sie vielmehr durch die Konkurrenz von Kollegien und Seminaren schwächte, diese Frage gehört ebenfalls in den Problemzusammenhang. Schließlich ist — von K. beiläufig vermerkt — auch die Passivität, in der der Laie belassen wurde — entsprechend dem Bild vom Hirten und der Herde (S. 207) — und die Konzentration der Synoden auf die Amtsführung der Priester ein strukturelles Manko des Reformansatzes.

Das 7. Kapitel bietet einen guten, aber deprimierenden Überblick über Bestand und Zustand der Orden und Klöster. Entgegen dem Titel des Kapitels hatten sie praktisch keinen Anteil an der kirchlichen Erneuerung, sondern waren im Kampf ums Überleben und in kanonistischen Streitigkeiten vor allem mit den Bischöfen eher ein Hindernis für sie (von den Jesuiten gab es nur eine vorübergehende Mission in Breslau). Freilich wirkte sich auch hier die papal-episkopale zentralistische Tendenz der tridentinischen Reform aus, wo kein Platz war für die Eigenständigkeit der traditionellen Orden.

Das letzte Kapitel, dessen Titel „Das Reformwerk im Schatten der habsburgischen Politik“ bereits die negative Einschätzung der Politik gegenüber der kirchlichen Erneuerung charakterisiert, befaßt sich nur mit den Bischofswahlen und der Sedisvakanz von 1596—1599 und mit dem 1608 gewählten habsburgischen Bischof, Erzherzog Karl. An diesem Kapitel wird deutlich, daß es bei der sogenannten katholischen Erneuerung weithin um die Auseinandersetzung ging zwischen der Wahrung der kirchlich-kanonistischen Rechte, der „Freiheit“ der Kirche einerseits und den weltlich-politischen Ansprüchen andererseits, zwischen den kirchlichen und den landesherrlichen absolutistischen Tendenzen — ein mittelalterliches Problem, das nun auf neuer Ebene reproduziert wurde. Das Verblässen der Reformideen und Scheitern der Reformansätze durch den Bischofswahlstreit schreibt K. den Ansprüchen Kaiser Rudolfs und dem Einfluß seiner „häretischen“ (anders qualifiziert er sie durchweg nicht) Beamten zu. Deren Motive bleiben für K. im emotionalen und ideologischen Bereich, die politischen Probleme und Konfliktfragen werden kaum sichtbar. Daß der Streit sich auch durch die Unklarheit der kirchlichen Politik hinzog, wird nur implizit deutlich, da die Kurie — entsprechend ihrer gegenreformatorischen Strategie seit Gregor XIII., das Reformprogramm im Verein mit den Herrschern und Regierungen durchzuführen, und entsprechend ihrem Mißtrauen gegen weniger zu gäugelnde einheimische Kandidaten — sich nicht klar genug hinter den von Kapitel, Nuntius und Ständen unterstützten Kandidaten stellte. Als die Kurie ihn schließlich fallen ließ und 1608 mit der Approbation Erzherzog Karls

sich endgültig mit der habsburgischen Politik verbündete, trieb sie die Kirchenreform in einen neuen, politisch prinzipiellen Widerspruch, den zwischen Herrscher und Ständen, der ihr Scheitern bis zum Krieg garantierte. Wenn der Papst durch die Einsetzung Karls den ständischen Forderungen nach Gewissensfreiheit und ihren separatistischen Drohungen entgegenzutreten suchte (S. 267, 270), so zeigte das erneut, daß die Kurie im Unterschied zu den reformatorischen Bewegungen, die „Kirchenreform“ in fataler Weise nur monarchisch-etatistisch, nur von oben und nicht von unten aus der Gesellschaft heraus zu denken vermochte. Dieses bekannte Problem der grundsätzlich verschiedenen Staatsauffassung, aus dem sich die konfessionelle Auseinandersetzung nicht lösen konnte, war für die böhmischen und habsburgischen Länder mit ihren starken politischen Ständen besonders gravierend². — „Politik“ versteht K. im übrigen gegenüber „Religion“ im Zusammenhang mit der Kirchenreform meist als negative Kategorie. Verhängnisvoll war jedoch nicht, daß die Kurie „politische Lösungsversuche“ (S. 278, 280) anstrebte, ohne die sich Reform nicht durchsetzen ließ, sondern daß ihre Konzeption einseitig machtpolitisch war. So kommt auch K. zu dem Schluß (S. 280), daß das Einvernehmen zwischen Fürsten, Ständen und Bischof „römischem Denken von vornherein verdächtig“ war. „Die ständige Opposition gegenüber Bischöfen, die einen modus vivendi mit den protestantischen Fürsten finden wollten, schwächte die restaurative Politik innerhalb des Bistums.“

Die positive Rolle des Nuntius für die Reformpolitik hebt K. besonders hervor, vielleicht etwas zu undifferenziert und optimistisch. Die Bedeutung der wichtigen Persönlichkeit des Wiener Bischofs Klesl wird dagegen zu undeutlich und knapp analysiert. Insgesamt bleibt dieses letzte Kapitel manche Antwort schuldig, gleichzeitig bietet es jedoch viele Anregungen zum Weiterfragen. Für Überlegungen zu den Zusammenhängen der kaiserlichen, ständischen und kurialen Politik um 1600 in den böhmischen Ländern überhaupt ist es ein besonders wichtiger Abschnitt.

Wenn K. resümiert: „Das Reformprogramm der Breslauer Kirche im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts wurde den Anforderungen des Trienter Konzils gerecht“, und dies mit Synoden- und Visitationstätigkeit belegt, so muß er die Behauptung doch vielfach einschränken, da der Effekt der Visitationen kaum nachzuprüfen und Auswirkungen der Reform auf das Volk nicht festzustellen sind, da schließlich die Reformpolitik keinen rechten Weg fand zwischen den politischen Gegensätzen. Die Folgerung, daß die Jahre 1580–1590 als erster Höhepunkt der Erneuerung gesehen werden könnten (S. 281), findet in der Darstellung selbst kaum eine Stütze, will man die Erneuerung nicht schon in den verschiedenen rudimentären Ansätzen und Bemühungen sehen. Zur erfolgreichen Entfaltung kam so die kirchliche Erneuerung eben erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (S. 1 und 184), als die politischen Fronten im Sinne des Absolutismus geklärt waren, auch wenn die Reform nicht erst dann „einsetzte“ (S. 281).

Die bereits am Anfang (S. 1) getroffene apodiktische Feststellung: „Kirchliche

² Zum Vergleich der Grundprobleme der gegenreformatorischen Politik und Situation dieser Jahre in Böhmen Richter, K. in: Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder II, S. 179 f. und 180 Anm. 1.

Erneuerung im Sinne des 16. Jahrhunderts heißt Erneuerung im Sinne des Konzils von Trient“, läßt nicht nur vortridentinische Ansätze, außertridentinische Erneuerung der Universitätstheologie, der Mystik, der Volksfrömmigkeit und die neuen Orden außer acht, sie verstellt auch den Blick auf ein entscheidendes Manko des tridentinischen Reformsystems, das in erster Linie auf den Klerus zielte und auch die „Seelsorge“ für die Laien im Grunde als Beseelsorgung begriff. Die tridentinische Reform war institutionell-klerikal, eher eine Reform des Organisationsystems als des persönlichen Glaubensbewußtseins. Sie war Reform von oben und zielte — bestenfalls „Unterweisung“ — nicht auf selbständige Aktivierung der Laien, ganz im Gegensatz zu den reformatorischen Bewegungen, so daß innere Erneuerung sich vielfach ohne und trotz Trient aus dem romanischen Bereich heraus durchsetzen mußte.

Diese institutionalistische Sicht von oben muß K. freilich übernehmen, da er eben das tridentinische Reformsystem als solches darstellt. In diesem Rahmen ist das Buch in seiner klaren Einteilung und seinem Materialreichtum — wobei man in den meisten Kapiteln und Abschnitten eine Ergebniszusammenfassung vermißt — sehr gut für Vergleiche mit den Verhältnissen in anderen Bistümern geeignet. Besonders wertvoll hierfür sind die informativen Beilagen, Karten und Statistiken³. Man wünscht sich vor allem eine vergleichbare Arbeit zu Böhmen selbst, wo die katholische Reform vor 1620 im Zusammenhang noch gar nicht untersucht ist.

³ Hinweise auf Vergleichsmöglichkeiten gibt K. selbst nicht. Die Arbeiten Schellhas' zu Konstanz, Zoepfls zu Augsburg und Molitors zu Trier hat er daher nicht verwertet.